

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 9

Artikel: 3 Kioske am See [Fortsetzung]
Autor: Brockhoff, Stefan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751644>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

3 Kioske am See

KRIMINALROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

2. Fortsetzung

Bernd seufzte und eilte ins Haus zurück. Er setzte sich zu Schüttelin, der Besucher harrend, denen er irgend etwas zeigen sollte. Zum Glück erschienen wenig Fremde, und der Junge konnte ein bisschen vor sich hinräumen. Es war gefährlich, auf die flimmernde Wasserfläche zu schauen, wenn einem die Augen sowieso brannten. Bernd spürte, wie sein Kopf schwer wurde. Wie schön müßte es sein, jetzt die Augen zu schließen! Nur für eine Minute... Aber er nahm sich zusammen und schloß die Augen nicht. Er war doch im Dienst.

Ein dumpfer Ton zitterte über den See, tief und durchdringend. Die «Hellas» kehrte nach der Villa zurück. Sonst pflegte sie vor dem Kiosk anzuhalten und Fräulein Beurer die neuesten Zeitungen mitzubringen. Sie hielt an dem kleinen Landungssteg, den das Xyländer Haus in den See hinausschickte. Aus halb geschlossenen Augen betrachtete der Page das Schauspiel, das sich jeden Vormittag wiederholte. Jetzt mußte gleich der Briefträger kommen.

Der alte Sturzenegger war ein passionierter Briefmarkenjäger, der die Bemühungen Bernd's väterlich begutachtete. Als er nun in die Portierloge trat und einen gewaltigen Berg Briefe ablud, blinzerte er dem Pagen verschmitzt zu. Aus seiner vollgestopften braunen Ledertasche zog er einen dicken Brief und schwenkte ihn verheißungsvoll in die Luft.

«Das sind Marken!» sagte er wichtig, «neue polnische. Vor zwei Monaten herausgekommen, braun, dicht gezackt, Wasserzeichen deutlich erkennbar. Stehen noch nicht im letzten Katalog.»

Bernd Schwyzler wurde wach. «An wen?» fragte er kurz.

«An dich bestimmt nicht. Die bekommt Herr Direktor Xylander.»

«Wenn Frau Direktor aufmacht, habe ich Glück», sagte Bernd trocken, und der alte Sturzenegger merkte, wie aufgeregt er war.

«Komm nur mit», murmelte er, «die paar Minuten wird dich niemand vermissen.» So sprach die Stimme des Versuchers. Bernd schwankte. Wenn er mit Sturzenegger ging und Frau Xylander die Tür öffnete, könnte es geschehen — wie es schon öfters sich ereignet hatte, daß die freundliche Belgierin eigenhändig die Marken von den Kuverts riß und ihm aushändigte.

Diesmal hatte Bernd Glück. Die Tür öffnete sich, und in einem cremefarbenen Morgenkleid erschien Frau Xylander. Sie lächelte Bernd freundlich zu. «Du spekulierst wieder auf die Marken», sagte sie gleich, «das sehe ich doch an der Nase an.»

Der Junge wurde rot bis zu seinen kleinen Ohren hinauf. Er nickte verlegen. «Sie sind nämlich heute besonders schön», meinte er. «Zwei polnische.»

Frau Xylander wog den dicken Brief unchlüssig in der Hand. «Eigentlich kann ich dir die nicht geben. Denn der Brief ist nicht für mich, sondern für unsern Gast aus Krakau, Herrn Zagorski. Daraufhin riß Frau Xylander sorgfältig mit flinken Fingern die rechte Ecke des Kuverts ab, auf der die ersehnten Kostbarkeiten klebten und reichte sie Bernd. Sie nickte dem Briefträger Sturzenegger zu und verschwand.

Bernd bedankte sich noch einmal höflich bei seinem Gönner und lief eilig in die Portierloge zurück. Er mußte erst noch einige Herren in den vierten Stock geleiten und die Post in die einzelnen Zimmer verteilen, ehe er sich seiner Beute zuwenden konnte. Es war dies eine auffallend große, längliche braune Marke, darstellend den Marschall Pilsudski und eine zweite, kleinere, die in dunkelgrüner Farbe das Schloß «Belweder» zeigte, mit dicken Säulen: offenbar ein Prachtmonument. Eifrig begann der

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Der Romanbeginn vermittelt uns die Bekanntschaft mit folgenden Persönlichkeiten: mit den drei Kioskinhabern, Frau Ross Beck, Frau Scheudler und der etwas kurzsichtigen Fräulein Beurer. Alle drei sind aufgebracht über die «Makedonie»-Fabrik, die einen zu hohen Pachtzins für die Kioske verlangt. Diese Fabrik wird geleitet von den Herren Eleutherios Xylander und Arnold Loos. Bei der «Makedonie» arbeitet Trudi Leu als Sekretärin, und diese nette Dame ist befreundet mit dem jungen Zeitungsreporter Herbert Hößlin, der gerne einmal einen tüchtigen «Fall» erleben möchte, der ihm beruflich in den Sattel hilft. Herbert und Trudi sitzen eines Abends im «Select» mit ihrem Freund Gaston Meyrat zusammen. Der Haushälter bei Frau Ina Zerkinden ist und deren Sohn Robi, Zerkinden, ein guter junger Kerl, und vertrug, daß sich eine Aufrang von Frau Zerkinden, wonach er in der Stadt des Alters, noch ein Buch abholen mußte, als Irrtum erwiesen hat. Er ruft Frau Zerkinden an und erhält vom Mädchen Bescheid, diese spielle gerade Fagott, was sie allabendlich zu tun pflegt. Auf die Bitte Gastons, Frau Zerkinden möchte selber ans Telefon kommen, ver nimmt er sie, sie habe sich eingeschlossen und spiele weiter, ohne sich stören zu lassen. Später wird der Reporter Herbert an den Apparat gerufen. Der 16jährige Portierpage Bernd Schwyzler von der Phöbus A.-G., der dem Hause des Herrn Xylander gegenüberliegenden Verleihungsgesellschaft, ruft an und teilt ihm mit, es sei in der Nähe etwas explodiert. In der Portierloge der «Phöbus» saßen nämlich gerade zu jener Zeit ihrer vier gemütlich beim Jazz: der Nachtpoter Louis Schüttelin, Wilhelm Strupp, der Bootsführer der «Hellas», ein Herr Direktor Xylander, gehörnden Motorbooten, Carlo Pedroni, der Chauffeur der Makedonie-Fabrik und Freund der Kioskvorkäuferin Beurer und der genannte Bernd Schwyzler. Diese hörten plötzlich einen heftigen von einer Explosion herriehenden Knall, was den Jungen Bernd eben veranlaßte, seinen Bekannten von der Zeitung anzurollen. Am selben Abend noch nimmt Kriminalkommissar Wieners, ein Onkel des Reporters, die Auklärungh des Falles an die Hand, und eine große Menschenmenge steht sich vor dem Tator, einem der drei Kioske am See, der soeben in die Luft geflogen ist und dessen verkohlte Trümmer chaotisch herumliegen. Nachdem sich die Untersuchungsorgane und die Gaffer verzogen haben, untersucht Herbert Hößlin auf eigene Faust die Trümmer und entdeckt darin den Teil einer jener winzigen Amulthen, wie sie für Einwirrungen verwendet werden. Johanna Beurer, die Putzfrau der zersetzten Kioske, entdeckt sie wiederum sich eines Droschken, die sie auf dem Platz erhalten hat und sieht die Droschkenfahrerin, Direktorin Xylander verschreckt ihr, den Kiosk sofort wieder aufzubauen zu lassen und der ganzen Angelegenheit gründlich nachgehen zu wollen. Fräulein Beurer erholt sich etwas beim Gedanken daran, daß sie der Werbung Carlo Pedroni, der über ein erweiteres Barvermögen von 25.000 Franken verfügt, nadgeben könnte. Beim Nachhausekommen entdeckt sie im Türrspalt einen Brief mit einer österreichischen Mark und denkt: «Wenn er mich doch in Ruhe lassen wollte!»

Page die Marken abzulösen. Die Polen müssen aber ihre Marken schlecht gummiieren, dachte er verwundert, denn schon nach den ersten Versuchen blieben ihm die Marken in der Hand. Bernd Schwyzler untersuchte die Rückseite genau. Dabei entdeckte er etwas. Die polnischen Briefmarken, darstellend den Marschal Pilsudski und das Schloß «Belweder», waren ausschließlich am äußersten Rand, kurz bevor die Zahnung begann, befeuchtet und festgeklebt. Das mußte doch etwas bedeuten. Und als der kleine Bernd Schwyzler das herausgerissene Umschlagstück betrachtete, das die Briefmarken getragen hatte, wußte er, was das bedeutete.

Da stand etwas geschrieben, in winziger, kaum lesbare Schrift, schwarz und sehr sorgfältig. Der Page versuchte, es zu entziffern. Er verstand kein Wort. Es schienen zwar lateinische Buchstaben, aber deutsch war es sicher nicht. Je unverständlich ihm die Zeichen wurden, desto mehr wuchs seine Aufregung. Warum, in aller Welt, schrieb irgend jemand in mikroskopischen Buchstaben unter Briefmarken? Das war sonderbar und beinahe verdächtig. Allerlei krause Ideen schossen durch Bernd's Hirn. Ob das am Ende mit Spionage zusammenhing? Der Page bekam es ein wenig mit der Angst zu tun.

Er setzte sich auf den Tisch und überlegte. Draußen hämmerten die Baurbeiter an Fräulein Beurers Kiosk. Der Page sah ein, daß er Hilfe brauchte. Ohne Herbert Hößlin würde er nicht weiterkommen. Schon weil dieses Geschreibsel nicht zu verstehen und vermutlich polnisch war. Er mußte also telefonieren, und zwar sofort. Ob-

Copyright by Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig-Bern

wohl er eigentlich privat gar nicht telefonieren durfte und außerdem für Zimmer 44 ein Topf Bureaukleister beschafft werden mußte.

Es dauerte lange, bis die Sekretärin auf den «Neuesten Nachrichten» Herrn Hößlin an den Apparat brachte.

«Was gibt es denn schon wieder?» fragte die Stimme Herberts etwas unwillig.

Das ist eine dumme Frage, dachte der Page. Ich kann ihm doch nicht sagen, was ich gefunden habe. Laut bemerkte er: «Kommen Sie doch bitte sofort her. Herr Hößlin. Ich möchte Ihnen etwas Wichtiges zeigen.»

«Was willst du mir denn zeigen?» fragte die Stimme hartenäckig.

«Etwas Polnisches», erwiderte Bernd, «mehr kann ich jetzt nicht sagen. Sie werden's ja gleich sehen.»

Es gab eine Pause, dann sagte der am anderen Apparat: «Meinetwegen, in einer Viertelstunde bin ich da.»

Der Page hängte hastig ein, steckte den wichtigen Papierfetzen in die Tasche und sprang davon, um den Leim zu besorgen. Gerade als er atemlos zurückkam, forderte Zimmer 44, um einige Grade ärgerlicher, zum zweitmal den Leim. Es war gut, daß Schüttelin irgendwo im Haus zu tun hatte. Sonst hätte es noch Krach gegeben.

Zwanzig Minuten später traf Herbert ein. Mit zitternden Fingern reichte ihm der Page das abgerissene Stück Papier. Er blätterte den Journalisten mit aufgerissenen Augen an, als erwarte er von ihm ein Wunder. Aber das Wunder blieb aus, denn Herbert konnte auch nicht polnisch. Dafür wollte er mancherlei wissen. Wer ihm diese Marken gegeben habe? An wen der Brief gerichtet gewesen? Ob er das auch genau wisse? «Das kann etwas heißen, das kann aber auch gar nichts heißen», sagte Herbert zur großen Enttäuschung des Pagen.

«Meinen Sie, daß es vielleicht Spionage ist?» fragte der Page flüsternd.

Herbert blickte ihn belustigt an. «Warum Spionage?» fragte er trocken. Und Bernd Schwyzler sah die aufsehenerregenden Ereignisse samt Prozeß, von denen er geträumt hatte, hinter einem Nebel ins Nichts entschwinden. Aber als Herbert bemerkte: «Ich werde mich gleich nach einem Übersetzer umsehen», wußte Bernd Schwyzler, daß es sich doch um etwas Gefährliches handelte. Und er war zufrieden.

«Vorsicht! Stopp!
Beschleunigt nicht zu sehr!»

Als Herbert in das Redaktionszimmer trat, saß das Nilpferd auf dem Ledersessel, hatte die dicken Beine auf den Tisch gelegt und versuchte, die Luft durch eine ungewöhnlich billige Zigarre zu verpesten. Das Nilpferd hieß eigentlich Köhler, war jahrelang englischer Berichterstatter gewesen, untermischte sein Zürideutsch gern mit angelsächsischen Flüchen und vermoderte in 10 Minuten über sämtliche Wissensgebiete druckfertige Manuskripte zu verfassen. Er hieß das Nilpferd, weil er eine ungewöhnlich umfangreiche Leibesfülle sein eigen nannte und durch nichts aus der Ruhe zu bringen war.

«Kannst du slawische Sprachen?» erkundigte sich Herbert. Das Nilpferd betrachtete seine Nägel, stieß eine Portion Rauch an die Decke und knurrte verdrießlich. Er schien keineswegs gut gelaunt.

«Übersetze das!» verlangte Herbert und legte ihm einen kleinen engbeschriebenen Zettel vor die Füße. Das Nilpferd rührte sich nicht. «Da ist vielleicht etwas sehr Wichtiges», fuhr Herbert fort, um das Interesse seines Kollegen zu wecken. «Spionage oder gar noch Schlimmeres...»

«Interessiert mich nicht, was es ist», murkte der Dicke, griff aber trotzdem geschwind nach dem geheimnisvollen Zettel, hielt ihn dicht vor seine Augen und begann zu buchstabenieren: «Uwaga! Stop! Nie przypieszajcie za bardzo. Ogólne uczucie: wszysko idzie w powietrze. Zielone oczka sciesnily sie. 10 000'... Polnisch», sagte er, «das riecht nach polnisch und deswegen verstehe ich's auch nicht. Aegyptisch hätte ich herausgebracht, arabisch rede ich fließend. Aber Polen gehört nicht ins Gebiet des britischen Imperiums... Wart mal», überlegte der Dicke, kniff die kleinen, scharfen Aeuglein zusammen und dachte nach. «Wer, wer und nochmal wer?... und wo war denn das?»

Herbert blieb ganz still. Wenn ihm jemand helfen konnte, einen Mann aufzutreiben, der polnisch sprach und verschwegen blieb, so war es das Nilpferd, denn das Nilpferd kannte die Stadt wie seine Tasche und trieb immer die sonderbarsten Leute auf.

«Weißt du, wo ich gewohnt habe, als ich damals aus England zurückkam?» fragte der Dicke schnell. «Ueber der Limmat. Man sah direkt ins grüne Wasser, und es roch immer nach gestärkter Wäsche, weil nebenan die Glätterei von Frau Wagners sel. Witwe... Ja, ja... damals muß es gewesen sein. Da hatte ich einen Zimmernachbarn, der Besuch bekam, einen Besuch, der fließend, aber mit fremdem Akzent deutsch sprach und Ljubka hieß, wie ich des öfteren hörte. Aber du kannst mich totschlagen: Ich weiß nicht mehr, wie der Mann neben mir hieß.»

«Weißt du wenigstens noch deine alte Adresse?» fragte Herbert.

«Natürlich. Das Wesentliche an dieser Ljubka war, daß sie aus irgend etwas in irgend etwas übersetzte. Ich glaube, ins Französische. Das schien ihr Beruf. Ljubka», murmelte der Dicke vor sich hin. «Rothaarig und sehr apart.»

Dann drehte er das Telefon. Es gab ein langes Gespräch. Der Dicke hatte seine alte Pensionsinhaberin angerufen, und er versicherte erst einige Male, wie er sich freue, daß es ihr gut gehe, daß es ihm auch gut gehe, erkundigte sich nach den verschiedenen Töchtern der Dame und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß die 38jährige Liesbeth jetzt doch noch den Bäcker von nebenan geheiratet hatte. Erst nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen konnte der Dicke die Frage nach seinem ehemaligen Zimmernachbarn stellen... Gute sei Dank, er wohne noch da, der Herr Imler, wenn er auch die Miete keineswegs pünktlich zahle. Im Augenblick schaffe er in der Central-Garage und käme zum Mittagessen nicht nach Hause, dafür aber abends oft sehr spät. Mir Mühe

gelang es dem Nilpferd, einen Schluß zu finden. Seufzend hängte er ein.

«Das Gespräch ist eine Einladung für 3 Cognacs wert», meinte er, aber Herbert war schon zur Türe hinaus. Das Nilpferd legte die Füße wieder auf den Tisch und setzte seine anstrengende Lektüre der 161 Seite dicken »Chicago Tribune« fort.

Die Central-Garage hieß deswegen Central-Garage, weil sie vollkommen versteckt und abseitig in einem winkeligen Gäßlein lag. Aber Herbert entdeckte sie trotzdem und stellte mit Erstaunen fest, daß sie mit Wagen vollgefüllt und überhaupt recht lebhaft war. Es kümmerte sich kein Mensch um ihn. Einige Autos fuhren heraus, innen drin wurde ein Wagen abgespritzt, und außerdem verursachte irgendein Motor einen ohrenbetäubenden Lärm. Schließlich schlängelte sich Herbert den Mann im blauen Monteur-Anzug durch, den der Wagen abgespritzt, wurde selber etwas durchhäuft und fragte mit freundlichem Lächeln, ob hier Herr Imler zufallig anwesend sei.

«Warum?» wollte der im Monteur-Anzug wissen und sandte den dicken Wasserstrahl haargenau neben Herrberts Schuh. Herbert lächelte weiter freundlich, zog eine Zigaretten schachtel aus der Tasche und bot dem Mann eine an.

Der Mann schüttelte den Kopf. «Makedonien», meinte er anerkennend, «gute Marke. Aber stecken Sie nur wieder weg. Hier wird nicht geraucht. Hier ist nämlich eine Garage.» Imler hieß er übrigens selber. Herr Imler war anfangs sehr mißtrauisch. Eine Ljubka kenne er nicht. Ob der Herr vielleicht von der Polizei sei, damit wolle er nichts zu tun haben. Erst als Herbert ihn beruhigte, daß er nicht von der Polizei sei, gab Herr Imler die rothaarige Ljubka zu. Er war nicht gut auf sie zu sprechen, denn sie sei gewaltätig. Dann folgte der kurzfristige Liebestraum zwischen Herrn Imler, der gern in Ruhe Stumpen rauchte und in der Sonne lag und der temperamentvollen Ljubka, die Stumpenrauchende nicht vertragen konnte und andere Amusements bevorzugte. Aber Herr Imler wußte wenigstens ihren vollen Namen. Er zog ein Notizbuch heraus und gab Herbert die Adresse von Ljubka Mirovsky, Winterthurerstraße 177.

Es dauerte nicht lange, bis Herbert das Haus fand. Mirovsky gehörte in den 3. Stock, der eigentlich der 4. war, denn man hatte die Dachzimmer als Wohnung eingereicht. Herbert spürte eine gewisse Spannung, als er auf den Klingelknopf drückte. Die Tür öffnete sich und eine große, rotblonde Frau fragte: «Bitte?»

Herbert nahm sich zusammen. «Fräulein Mirovsky, wenn ich nicht irre.» Die Frau nickte. Sie sah ganz anders aus, als Herbert erwartete hatte. Ruhig und ener-

gisch. Sie erklärte sich sofort bereit, die Uebersetzung anzufertigen, führte den Gast in eine modern eingerichtete, winzige Wohnung mit Stahlmöbeln, riesigen Bücher gestellen und japanischen Aquarellen. Bei der Erwähnung des Namens Imler zuckte Fräulein Mirovsky leicht zusammen. Ihr Gesicht zeigte ein spöttisches Lächeln. «Wie kommt dieses Mädchen zu einem Herrn Imler, dachte Herbert, so etwas versteht man als Mann wahrscheinlich nie. Dann erklärte er, daß er einen sonderbaren Text habe.

«Ich muß auf Ihre allergrößte Diskretion rechnen», fügte er hinzu. Das Mädchen nickte. «Selbstverständlich», versicherte sie. «Ich habe schon viele Texte übersetzt, die geheimbleiben mußten. Das bringt mein Beruf mit sich.»

Dann nahm sie den Zettel, den Herbert vorsichtig hervorholte und setzte sich an den Stahl schreibtisch. Herbert wartete gespannt. Durch das Fenster erspähte er die spiegelnde Fläche des Sees und ein paar Häuser blinkten weiß zu ihm herauf.

«Ein sonderbarer Text», sagte Fräulein Mirovsky mit ihrer tiefen, gutturalen Stimme. «Ich muß Ihnen das ganz wörtlich übersetzen.» Sie reichte Herbert einen Block und begann:

«Vorsicht! Stop! Beschleunigt nicht zu sehr! Allgemeines Gefühl: Sache geht in die Luft. Grüne Maschen enger geworden. 10 100.»

Sie hielt den Zettel in der Hand und blickte angestrengt auf die kleine beschriebene Fläche. Herbert ließ den Fußhalter sinken, riß das Blatt ab und sagte: «Vielen Dank!» Dabei flimmerte es ihm ein wenig vor den Augen. Das war ja unglaublich. Das sah ja aus wie eine Warnung. Und wieso, um alles in der Welt, sollte etwas «in die Luft gehen»? Dabei erschien ihm plötzlich das Bild einer Stelle am See mit Holztrümern und Asche und einem winzigen Stück grünen Glases.

«Was bin ich schuldig?» fragte er. Fräulein Mirovsky verlangte einen angemessenen Preis, empfahl sich für weitere Uebersetzungen und geleitete den Besucher hinaus.

Auf der Treppe des Hauses blieb Herbert stehen und las kopfschüttelnd den Text noch einmal. «Grüne Maschen enger geworden», was konnte damit gemeint sein? Warum schrie dies ein Herr X. unter einer braune 30 Groschen-Marke? Nur eins war klar. Dies war eine unverhüllte, dringliche Mahnung, absichtlich verborgen vor unberufenen Augen. Offenkundig mußte der Empfänger in engster Verbindung mit dem Absender stehen, wenn er diese Geheimsprache verstand. Vor allem beruhigte Herbert die fünf Worte hinter dem Doppelpunkt: «Sache geht in die Luft.» Welche Sache ging da in die Luft? Und was sollte nicht beschleunigt werden?

(Fortsetzung Seite 271)

Gehen Sie aus?

.. dann erst NIVEA

Sicher, Handschuhe halten manchmal warm,
Ihre Haut beschützen sie nicht. Das erreichen
Sie mit NIVEA-Creme.
Reiben Sie morgens und abends und am Tage,
bevor Sie ausgehen, Ihre Haut gut mit NIVEA-
Creme ein. Nur NIVEA enthält das dem natür-
lichen Hautfett verwandte Eucerit. Ihre Haut
bleibt zart, weich und jugendfrisch, selbst bei
strenger Kälte.
Nivea-Creme in Dosen u. Tuben Fr. 0.50 - 2.40
Nivea-Öl Fr. 1.75 - 2.75
SCHWEIZER FABRIKAT - Pilot A. G. Basel

Herbert mußte sich zugeben, daß er vor einer verschlossenen Tür stand, zu der ihm im Augenblick jeder Schlüssel fehlte.

Gespräch am Nebentisch.

Als Trudi Leu Herrn Xylander den Besuch der drei Kioskpächterinnen ankündigte, wurde er sehr unbehaglich. «Diese dummen Zeitungsstände machen mir seit Tagen mehr Arbeit als der ganze Fabrikbetrieb», meinte er ärgerlich und machte Miene, sich wieder dem Aktenstück zuzuwenden, das auf seinem stahlgrauen Schreibtisch lag. Aber dann besann er sich eines anderen und ließ die drei Frauen hereinführen. Sie standen verlegen und etwas hilflos mitten in dem großen Büro. Selbst Frau Beck schien sich nicht wohl zu fühlen und schob nervös die goldene Spange hin und her, die ihre Uhrkette auf der Brust zusammenhielt. Herr Xylander gab seinem Gesicht einen noch abweisenderen Ausdruck. «Bitte machen Sie es kurz, meine Damen», sagte er kühl. «Ich habe nur 10 Minuten Zeit. Dann muß ich in die Stadt.»

Frau Scheuchzer stieß ihre lange Kollegin sanft mit dem Ellenbogen, während Johanna Beurer unwillkürlich einen Schritt zurücktrat, als wolle sie noch im letzten Moment den Rückzug einleiten. Aber da hatte die Beck sich schon gefaßt und sagte etwas leiernd den zurechtgelegten Text her. Es ging um die Pachtsumme für die drei Kioske, die uerschwinglich sei. Das Wort «Krise» kam in jedem Satz vor und veranlaßte Frau Scheuchzer zu lebhaftem Kopfnicken. Die wohl ausgearbeitete Rede war noch nicht zu Ende, als Xylander unterbrach:

«Nein, meine Damen, an eine Pacht senkung ist nicht zu denken. Die Verträge laufen noch zwei Jahre. Es steht Ihnen frei, sie mit dreimonatiger Frist zu kündigen, aber einen Zinsnachlaß kann ich Ihnen nicht gewähren. Der Stadtverwaltung muß ich für die Überlassung des Terrains mehr zahlen, als ich von Ihnen bekommen. Ich trage diesen Verlust, weil die drei Kioske eine ganz gute Reklame für die Makedonia-Fabrik sind. Aber ich kann nicht noch mehr zusetzen als bisher. Das sollten Sie einsehen.»

Frau Beck sah gar nichts ein. Sie fuhr mit ihrer Rede fort, wo sie aufgehört hatte, und wiederholte mit erhobener Stimme ihre bewegten Beschwerden. Herr Xylander zeigte seine Gleichgültigkeit gegen alle diese Klagen so deutlich, daß selbst Johanna Beurer sich ärgerte. Eigentlich hatte sie nichts sagen wollen, aber dann sagte die doch etwas: daß es sehr bequem sei, sich auf den Vertrag zu berufen, daß Herr Xylander doch wissen müsse, wie sehr der Absatz zurückgehe, von den Gefahren

ganz zu schweigen, denen man in diesen Kiosken ausgesetzt sei. Frau Rosa Beck nickte dazu siegesgewiß.

Doch Herr Xylander gab nicht nach. «Ich muß diese Ansspielung zurückweisen», erwiederte er scharf. «Es ist nicht meine Schuld, daß Ihr Zeitungsstand in die Luft gegangen ist. Ich habe alles getan, damit Sie keinen Schaden erleiden. Der Kiosk ist sofort wieder aufgebaut worden.» Seine scharfen Augen ließen Johanna Beurer los, die schuldbewußt den Kopf senkte. Dann wandte sich Xylander wieder nachdrücklich zu den anderen beiden. «Sie sehen, meine Damen, daß mir Ihre Interessen nicht gleichgültig sind. Aber Ihre Forderung muß ich ablehnen. Sie scheint mir ganz ungerechtfertigt. Aus den Bestellungen, die Fräulein Beurer zum Beispiel meiner Firma aufgibt, sehe ich, daß die Kioske nicht schlecht gehen.»

Dieser letzte Satz bewirkte einen merkwürdigen Frontenwechsel. Rosa Beck, die ihren Haß gegen die Kollegin Beurer nur mühsam hatte unterdrücken können, vergaß mit einem Male völlig, wo der Feind stand. Diese Beurer! Immer machte die Beurer alles zu Schanden. Ihr ganzer Zorn über den vergeblichen Feldzug entlud sich plötzlich gegen die Kollegin. «Natürlich, Fräulein Beurer kann gut viel bestellen, die wird ihre Sachen schnell los. Wenn unser Kiosk auch so eine gute Lage hätte, würden wir uns nicht beschweren. Die hat eine feste Kundenschaft. Alle Angestellten der Versicherungsgesellschaft kaufen bei ihr. Und außerdem verdient sie noch an den Photoarbeiten. Sie müßte eben mehr Pacht zahlen als wir. Das wäre nur recht und billig. Jawohl, das müßten Sie!» rief sie laut und maß die Kollegin mit bösem Blick, als fände sie es verwerflich und unmoralisch, daß Fräulein Beurer bessere Geschäfte mache als sie selbst.

Die Beurer kam nicht dazu, zu antworten. Herr Xylander erhob sich und führte mit einem entschuldigenden Blick auf die Armbanduhren die drei Bittstellerinnen zur Tür. «Ich muß jetzt fort», sagte er höflich, aber bestimmt, «und Sie kennen ja nun meinen Standpunkt.»

Kurz nach den drei Frauen verließ auch Xylander das Fabrikgebäude. Es ist schon etwas spät, sagte er sich, aber sie soll ruhig warten. Schließlich ist sie es, die mich hat sprechen wollen. Er ging darum nicht schneller als sonst die Seefeldstraße hinunter, blieb noch eine Weile vor dem Geschäftshaus der «Neuesten Nachrichten» stehen, um die ausgehangten Zeitungen zu lesen, überquerte die Goethestraße und ärgerte sich wie an sämtlichen früheren Abenden über das Straßenschild, auf dem der Name des Dichters statt mit «oe» mit «ö» geschrieben war. Auch vor den Photos des Urban-Kinos verweilte er noch einige Sekunden, bevor er sich endlich zur Eile entschloß.

Er hatte ein sehr unangenehmes Gefühl, als er die Treppe zum «Rämi-Pavillon» emporstieg. Ich hätte nicht

nachgeben dürfen, dachte er, diese Verabredung ist Unsinn. Ein Glück, daß ich sie wenigstens in dieses volle Lokal geschleppt habe. Da kann sie keine Szenen machen. Trotzdem wäre er am liebsten im letzten Moment wieder umgekehrt, aber die Frau hatte ihn schon entdeckt.

Sie saß sehr aufrecht an dem Tisch neben der Säule, und in ihrer regungslosen Starre wirkte sie wie das Bild eines modernen Malers, der die harten Konturen und den luftlosen Hintergrund liebt. Zu einem schwarzen hochgeschlossenen Kleid trug sie eine kleine gleichfarbige Kappe, die an den Schläfen sehr dunkle, glänzende Haare freileßt. Das Gesicht war in diesem Rahmen überirdisch weiß, wie ein schmaler ovaler Fleck, den der Maler auszuführen vergessen hatte. Nur die Augen schienen eingezzeichnet, große, stählerne, blaue Augen von einem starken Glanz, als schwimmen sie unter einer Wasserfläche. Sie irrten unruhig und erschrocken umher, und doch hatte man den Eindruck, als sähen sie nicht. Bisweilen hoben sich die sehr schmalen, bleichen Hände vor das Gesicht, als wollten sie die Blicke abwehren, die von allen Seiten auf sie zukamen.

Sie ist wirklich unheimlich schön, dachte Xylander, als er jetzt auf sie zutrat. Er hatte den Blick so ausschließlich auf sie gerichtet, daß er nicht bemerkte, wie am Nebentisch jemand seinen Stuhl rasch ein wenig rückte, als wollte er hinter der großen Säule Deckung suchen. Xylander hätte diesen jungen Mann wiedererkennen müssen. Aber er schenkte ihm keine Aufmerksamkeit.

Herbert wußte selbst nicht, weshalb er beim Anblick Xylanders seinem Stuhl unwillkürlich zur Seite gerückt hatte. Aus einem unerklärlichen Grunde aber war es ihm angenehm, daß der Griechen ihn nicht erkannt hatte, und daß die Säule jetzt zwischen ihnen stand. Er hatte die feste Absicht, dem Gespräch, das sich am Nebentisch entwickelte, nicht zuzuhören, aber die dunkle Stimme der Frau war von so seltsamem Reiz, der schleppte Tonfall ihrer Worte so angstvoll und bittend, daß er sich immer wieder dabei ertappte, wie er alle anderen lauthalten Eindrücke ausschaltete, um der Unterhaltung folgen zu können. Zuerst freilich hörte er nur abgerissene Worte, dann, als die Stimme der Frau eindringlicher wurde, fing er ganze Sätze auf.

«Du karbst mir doch denken», sagte sie eben, «wie durchkarst es für mich ist, mündlich darum zu bitten. Aber es bleibt mir ja kein anderer Ausweg.»

Herbert sagte sich, daß es unanständig sei, zu lauschen. Aber die Stimme schien immer lauter zu werden, so daß sie gegen seinen Willen hören mußte.

«Es ist das letzte Mal, daß ich dich darum bitte. Ich will die Päckchen nicht mehr haben! Ich will nicht mehr!

mann reklame

Ist Ihr Geburtsdatum

auf Ihrem Gesicht
eingetragen?



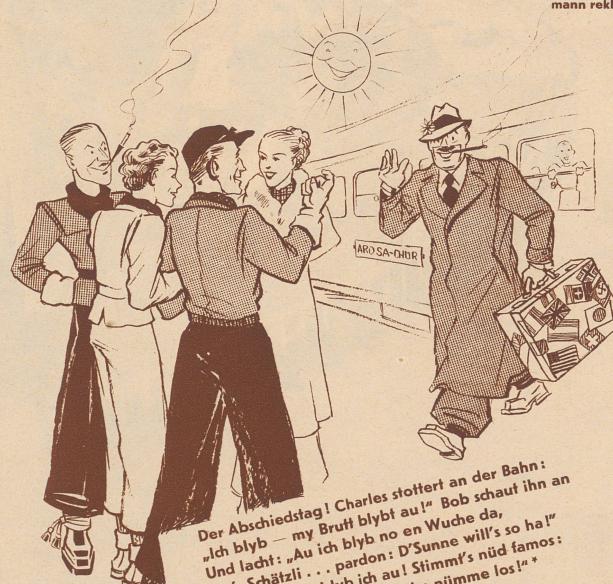
Noch jünger mit Malacéine
Zeigen Sie sich nie vor Männern, bevor Sie Ihre Puder-nuance gefunden haben, denn nur diese wird Sie jünger erscheinen lassen. MALACÉINE hat einen neuen, äußerst feinen, an-hafrenden und delikat par-fumierten Puder geschaffen. Er existiert in 8 Grundfarben, deren Nuancen sich vollkommen den originell-sten Hautfarben anpassen.



Das Alter einer Frau sollte ein Geheimnis bleiben. Jede Frau hat das Recht und die Pflicht, sowohl für sich als für diejenigen, die sie liebt, jung zu scheinen, jünger als ihr Alter.

Aber immer noch gibt es zu viele Frauen, die ihr Geburtsdatum auf ihr Gesicht schreiben, indem sie Puder verwenden, dessen Nuance nicht ihrem besonderen Typ entspricht. Von weitem scheinen sie 20 Jahre alt zu sein, sie haben die Silhouette der 20-jährigen; sie sind tatsächlich 20, aber ach, von nahem sind sie 30-jährig.

Nouvelle
noude MALACÉINE
sprich Ma-las-se-ihm



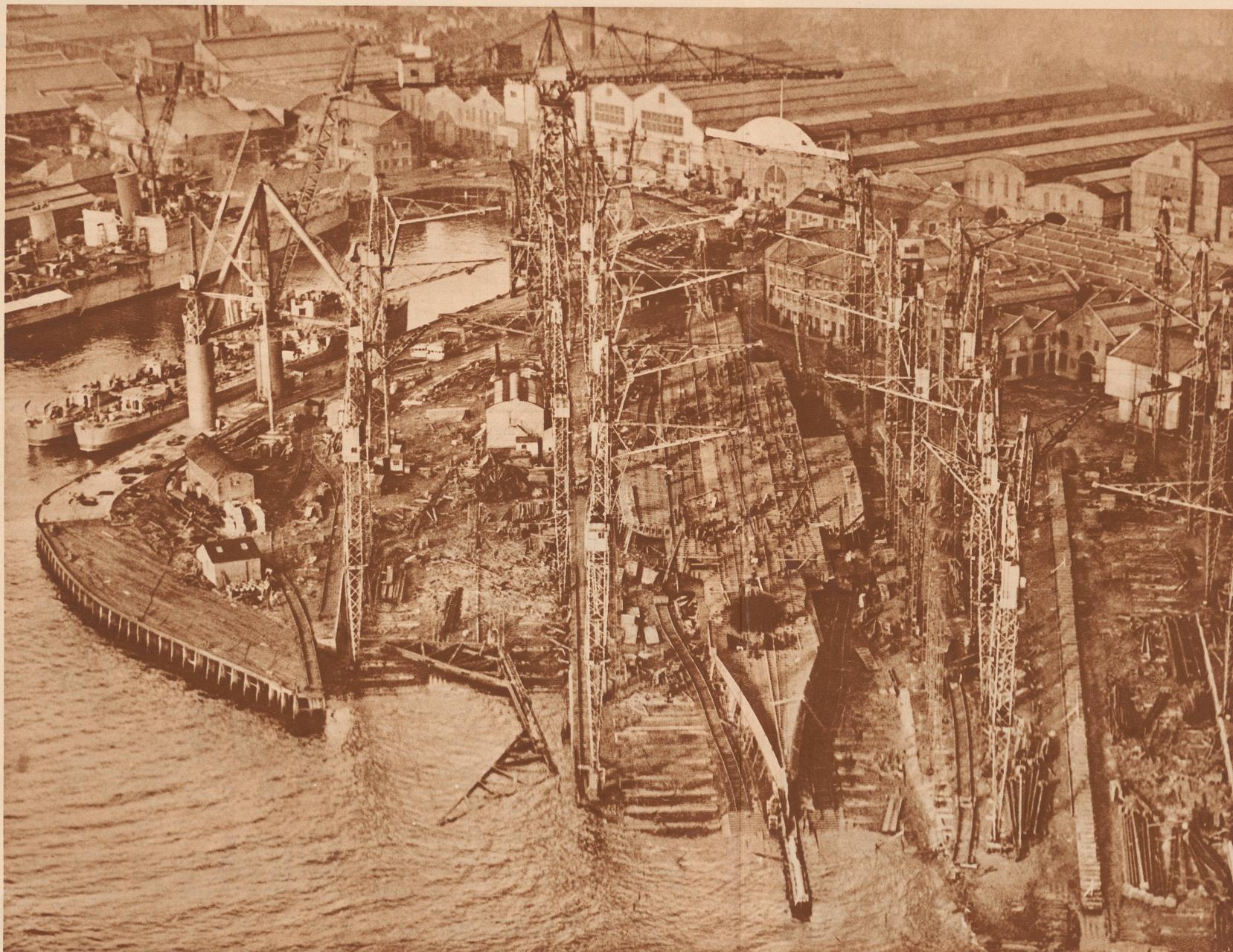
Der Abschiedstag! Charles stottert an der Bahn:
„Ich blyb — my Britt blybt au! Bob schaut ihn an
Und lacht: „Au ich blyb no en Wuche da,
My's Schätzli ... pardon: D'Sonne will's so ha!“
Bünzli: „Däm blyb ich au! Stimm's nüd famos:
Die Wunderwälti, die laht äim nümme los!“

* Alle Drei wissen, daß AROSA IM MÄRZ am schönsten ist. Die Tage sind am längsten, es ist immer schönes Wetter und die Sonne brennt stärker als im Sommer. Dazu der wunderbare, gleichmäßige Sulz-Schnee — und das fröhliche, sprühende Aroser Leben.

Die reduzierten Minimal-Pensionspreise:			
Schweizerhof	Fr. 10.—	Alpenrose	Fr. 13.50
Bahnhof	11.—	Bellevue	13.50
Genfana	11.—	Post- und Sporthotel	13.50
Falks	12.50	Excelsior	16.—
Belvedere-Tanneck	12.50	Grand Hotel Tschuggen	16.—
Merkur	12.50	Seehof	14.50
Suvretta	12.50	Hof Mein	16.—
		Berg hotel Präsident	15.—
		Neues Waldhotel	16.—

Schweizer Ski-Schule unter Leitung von J. Dahinden

AROSA



Du darfst sie nicht mehr schicken. Verschone mich doch endlich mit diesen Päckchen! Ich gehe ja daran zugrunde.

Die Stimme klang so klagend, daß Herbert einen körperlichen Schmerz dabei empfand. Der Mann schien beruhigend auf sie einzusprechen. Herbert verstand nicht, was er sagte, nur das Wort «Päckchen» fing er noch einmal auf. Aber die Frau wollte auf Xylanders Argumente nicht hören, sie überbrückte ihn rasch, und ihre Worte klangen seltsam drohend:

«Ich muß sie abholen. Sie sind mir zu Schulden eingestellt. Oder ich werde mich wehren. Mit allen Mitteln! Für mich steht hier ein Spiel.

Heute bitte ich dich, aber morgen... »

Bernd Schwyz, Detektiv.

Der Abendnebel stieg in dichten weißen Schwaden aus dem See. Er kroch die Uferhänge hinauf, spannte sich träge und schwer zwischen die hohen Strafenlaternen des Quais und frabt sich unerbittlich immer tiefer in die Außenbezirke hinein. In dem Gewirr der Straßen versickerte er allmählich und bildete nur noch eine dünne weiße Haarschicht, die zwischen den Türrahmen des Dachs im Herzen der Stadt, das die Limone wie eine lebenspendende Adern durchzog, halle er sich fester zusammen. Er wehte sein dichtes Netz bis zu den beiden stumpfen Türmen des Grossmünsters bis zu dem spritzen, scharfen Dach von St. Peter, dessen großes Zifferblatt kaum noch zu erkennen war. Wenige Schritte weiter unterhalb des Mühlsteegs, wo das Wasser der Flusses gestaut wurde und dann schäumend über das Wehr hinunterströmte, der Nebel so dicht, daß auf der Bahnhofstrasse die Läden auflammten. Die eiligen Passanten blieben besorgt in den milden Schein und schütteten mühsam den Kopf.

«Ja, ja, der Sommer ist vorbei», sagte der alte Schützler, der gerade seinen Nachtdienst angetreten hatte. Er stand am Fenster seiner Portiersloge und starnte ausdruckslos auf die dichten weißen Felsen, die drausen vorbeizogen. «Was macht die eigentlich noch hier», fragte er plötzlich etwas barsch den Pagen Bernd. «Um 7 hast du Feierabend, jetzt ist es gleich 8 und du bist immer noch da? Was sagst du dazu? Alle anderen gehen zu Hause zu Bett, nach Haus zu gehen. Du solltest mein Sohn seines, Schützler möchte eine unmissverständliche Bewegung mit der Hand.

Aber Bernd Schwyz ließ sich nicht beirren. Er hatte eine schwere Aufgabe, von der Herr Schützler auch im Traum nichts ahnte. Und die mußte er erfüllen. Gestern in der Mittagspause war Herr Hößlin zu ihm gekommen und hatte ihm berichtet, was dieses Gekritzeln unter den beiden polnischen Briefmarken bedeutete. Dreimal hatte er es sinn vorlesen lassen, und jetzt konnte er den Text auswendig wiederholen, noch so unverkennbar: «Vorsicht! Stoppt! Beschleunigt nicht sehr! Allgemeines Gefühl! Sodas geben in die Luft. Grüne Marchen einger geworden. 10 000.» Da mußte man aufpassen. Denn wenn jemand so eine Nachricht unter einer Briefmarke bekam, konnte mit ihm nicht alles in Ordnung sein. Und darum also saß Bernd die beiden letzten Abende aufmerksam wie ein Luchs in der Portiersloge und ließ das Tor der Villa Xylander nicht aus den Augen.

(Fortsetzung folgt)

Der bescheidene Anfang

Auf der John-Brown-Werft in Clydebank bei Glasgow in Schottland ist in wenigen Tagen die Kiellegung für das Schwesterstück der «Queen Mary» vollendet worden. Das Riesendampfer trägt, solange er im Bau ist, nur den Namen «Nr. 552». Erst wenn er von Stapel läuft, wird die Taufe auf den Namen «Queen Mary» erfolgen. Erst dann wird beim Bau dieses Oceanliners das Schwablonieren in einem neuen Umfang angewendet werden, als bisher der Fall war. Dieses neue Luxusschiff der «Cunard-White-Star-Line» wird das größte aller Passagierschiffe werden — mehr als 75 000 Tonnen — und bei einer voraussichtlichen Fahrtzeit von ca. 33 Stunden in der Stunde den nächsten Anwärter auf das «Blau Band des Ozeans» sein. Die Bauleitung beträgt drei Jahre. Bild: Blick auf die riesenartige der John-Brown-Werft am Firth of Clyde. Zwischen den Kranen der über 300 Meter lange Kiel des neuen Schiffes.

No 552, tel est le matricule d'un nouveau paquebot que la «Cunard-White Star Line» va faire naviguer sur chantier des John Brown-Werft, près de Glasgow. Le No 552 qui ne connaît point d'autre dénomination avant le jour de son lancement — d'ici trois ans environ — sera le plus grand paquebot du monde. Il jaugera 75 000 tonnes et coulera plus de 33 heures. La coque du futur détenteur du «ruban bleu», que montre notre photographie, mesure plus de 300 mètres.